



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

FRITHJOV IVERSEN

UND DANN
KAM DIE

ERNTTE

starkundmutig

1. Auflage 2021 (CLV)

(früher erschienen im J. G. Oncken Verlag, Kassel, und im CMV –
Christlicher Missions-Verlag, Bielefeld)

Die Originalausgabe erschien zuletzt 1971 unter dem Titel
Og Så Kom Høsten bei Filadelfiaforlaget, Norwegen.

© der deutschen Ausgabe 2021

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

www.clv.de

Übersetzung: Karl Hellwig

Satz: Samuel Stark, Bielefeld

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

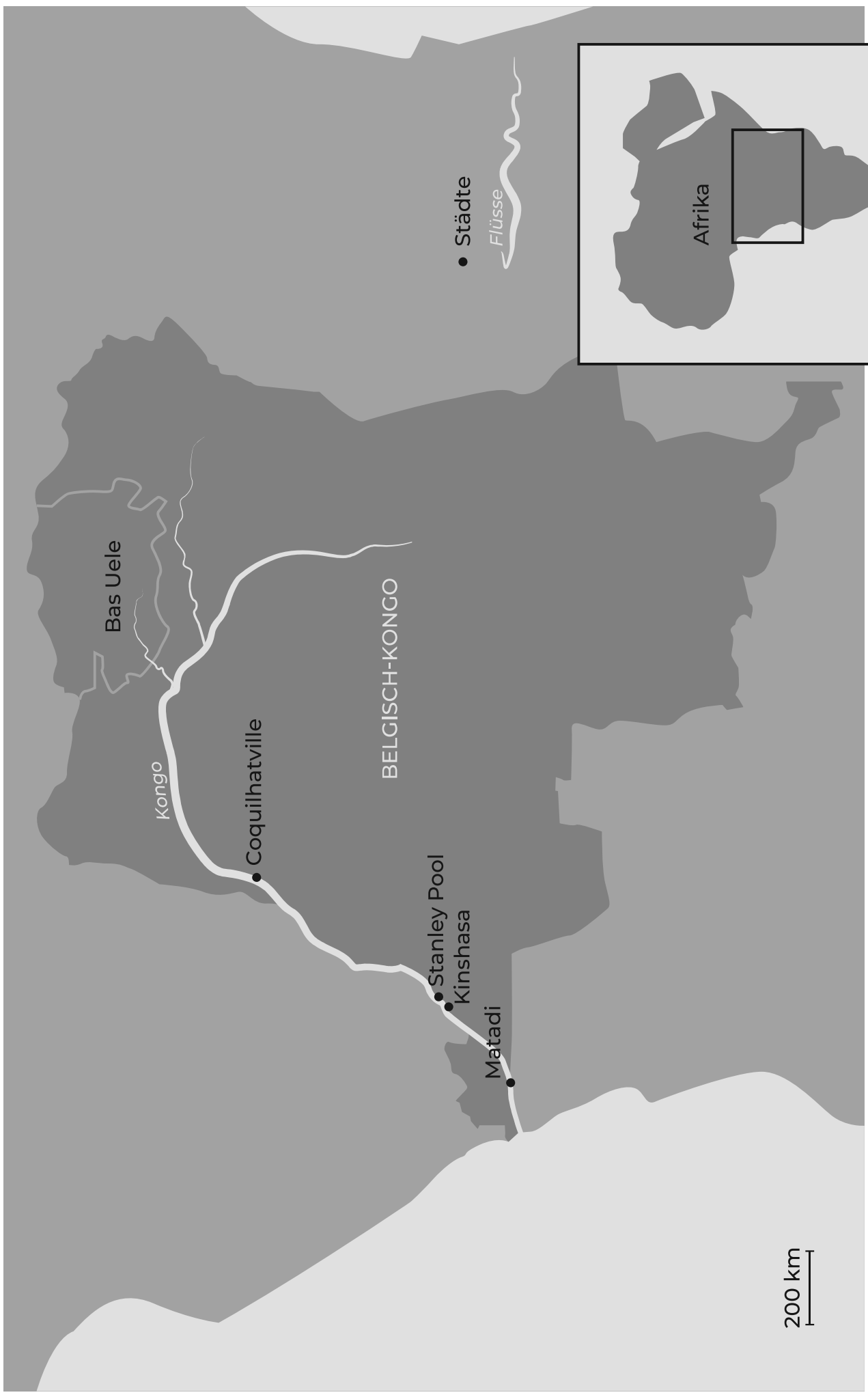
Artikel-Nr. 256635

ISBN 978-3-86699-635-9



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Verlags	8
Ein Sämann ging aus	10
Neues Ackerland	24
Rodungsarbeit	82
Die Grenzen werden erweitert	218
Ernte	294
Nachwort	310



Bas Uele

Kongo

Coquilhatville

BELGISCH-KONGO

Stanley Pool

Kinshasa

Matadi

• Städte

Flüsse

Afrika

200 km

VORWORT DES VERLAGS



Als Frithjov Iversen im Jahr 1922 als zweiter Missionar der Norwegischen Baptistenmission in den Kongo ausgesandt wurde, hatte das Land aufwühlende Jahre hinter sich: Ab 1885 war es als Privatkolonie des belgischen Königs Leopold II. zu immer stärkerer Aufmerksamkeit gelangt, bis schließlich 1908 die als »Kongogräuel« bekannt gewordenen Gewalttaten an der Bevölkerung den Eigentümer zum Verkauf der Kolonie an den belgischen Staat zwangen. Zwangsarbeit und Ausbeutung blieben jedoch de facto weiterhin an der Tagesordnung. »Belgisch-Kongo« hieß nun das Land, das heute die Demokratische Republik Kongo ist.

In einer Zeit der sogenannten Rassentrennung, in der Weiße Schwarze unterdrückten und versklavten, lebten auch die weißen Missionare anders: Auf scheinbar selbstverständliche Weise kam ihnen vonseiten der einheimischen Bevölkerung meist eine Vorrangstellung zu, gegen die sie sich offenbar häufig auch nicht wehrten. Aus heutiger Sicht ist manches Verhalten der Missionare daher nicht immer nachvollziehbar – und doch nimmt es nichts von ihrer Liebe zu den Einheimischen weg, und ihre Begeisterung für die Mission spornt heute noch an!

Aus seinen Erfahrungen in der Provinz Bas Uele schöpft Iversen, wenn er in diesem Buch die Geschichte des fiktiven Missionars Oskar Johnsen schreibt, und spürbar fließen Elemente seines eigenen Lebens in die Erzählung mit ein. Es ist ein bewegtes Leben, das geschildert wird, ein spannendes Leben mit Hindernissen, und es räumt mit romantisierenden Vorstellungen vom Missionarsleben gänzlich auf. Doch am Ende wird klar: Gott ist derjenige, der alles in der Hand hält und der treuen Dienst belohnt – und das macht Mut!

EIN SÄMANN GING AUS



Bleich, bis auf die Knochen abgemagert und völlig erschöpft schleppte er sich auf dem schmalen Urwaldpfad dahin. Die Füße waren wund gescheuert und schwer wie Blei, die Kopfschmerzen kaum auszuhalten. Gebeugt ging er, so als trüge er eine drückende Last auf den Schultern, und den Stock ließ er hinter sich her über den feuchten Boden schleifen. Er sah aus wie ein alter Mann, dabei war er noch keine dreißig Jahre alt.

Die Sonne stand fast im Zenit. Der Helm, der ihn gegen ihre sengenden Strahlen schützen sollte, umschloss seinen Kopf wie ein eisernes Band. Seine Träger waren ihm inzwischen weit vorausgeeilt. Vor ein paar Tagen war er noch mit ihnen um die Wette gelaufen ...

Das nächste Dorf könnte möglicherweise zehn Kilometer entfernt sein, vielleicht auch mehr. Es kam nicht darauf an. Zehn Kilometer! Er blieb stehen. Zehn endlose Kilometer! Er würde es nicht schaffen. Die Sonne hatte ihn ausgedörret, die Sonne und die Malaria. Er kam in Versuchung, sich einfach fallen zu lassen und auf dem Boden liegen zu bleiben. Aber das würde den Tod bedeuten. Er war meilenweit von jeglicher menschlichen Siedlung entfernt, und hier im Busch wimmelte es von Leoparden. Er hatte ihre Spuren gesehen. Nein, er musste weiter, immer weiter, auch wenn er meinte, beim nächsten Schritt zusammenbrechen zu müssen.

Aber irgendwann würde er zusammenbrechen, das wusste er. Dennoch überkam ihn bei diesem Gedanken kein panischer Schrecken, nur eine leichte Traurigkeit. Sollte sein Arbeitstag wirklich zu Ende sein? Hatte er nicht gerade erst begonnen?

Er blickte sich im Wald um.

Uralte Riesenbäume von fast zwei Metern Dicke, Schlingpflanzen, die sich an den Bäumen emporrankten, dünn und schmiegsam, andere dick wie ein gewundener Körper. Merkwürdig, wie deutlich er alles sah, die kleinen Blüten neben den Baumwurzeln, die Spinnweben an den niedrig hängenden Zweigen, die Wespen, die in der Luft fast still standen, die Ameisen, die über den Pfad rannten. Sie waren wohl auf einem Raubzug. Er blieb stehen und beobachtete sie mit einer Art halb-wachem Interesse. Seine Augen waren verschleiert, sein Körper schwankte, als wäre er berauscht. Ja, er hatte richtig vermutet. Eine Raupe zerrte sich über den Weg, in verzweifelter Hast – doch sie war verloren! Die Ameisen waren über ihr, und schon wand sie sich und kämpfte einen hoffnungslosen Kampf gegen unbarmherzige, scharfe Insektenkniefer. Irgendwo im Innern des Waldes hörte er eine Taube. Eine andere antwortete. Weiter entfernt das abgerissene, zornige Gebrüll eines Leoparden ...

Hier in der Wildnis sollte er also sterben – einsam, fern von allem menschlichen Leben! Die Raubtiere würden ihn niederreißen und davonschleppen. Man würde vielleicht nach ihm suchen, ihn aber nirgends finden.

War sein Arbeitstag wirklich schon zu Ende? Er wollte sich in Gottes Willen fügen. Aber wie gern hätte er noch gelebt und gearbeitet!

Nein! Es konnte unmöglich Gottes Wille sein! Weiter! Weiter! Mit jedem Schritt kam er anderen Menschen näher. Er durfte nicht hier draußen in der Einsamkeit sterben. Er wollte nicht sterben!

»Gott sei Dank!«, flüsterte er. Beim Anblick des Wassers lebte er förmlich auf. Er warf die selbst gemachten, lose sitzenden San-

dalen ab und watete in das kühle Wasser. Im Schatten dichter Zweige blieb er stehen, befreite sich von dem Tropenhelm und versuchte mit zitternden Händen Hemd und Hose auszuziehen, die vom Schweiß völlig durchnässt waren. Die Anstrengung blieb ohne Erfolg. Also warf er sich mit seiner Kleidung in den Bach. Die plötzliche Abkühlung gab ihm beinahe den Rest. Es war, als bohrte sich kalter Stahl in sein Gehirn, und es fehlte nicht viel, so hätte er das Bewusstsein verloren. Unter Aufbietung aller seiner Willenskräfte gelang es ihm, der Schwäche Herr zu werden, und schließlich fühlte er sich wieder besser. Er suchte eine Stelle, wo das Wasser weniger trüb war, und trank gierig, bis ihm einfiel, es könne gefährlich sein. Da blickte er auf.

Er musste weiter! Diese kleine Abkühlung war schön, aber er wusste wohl, dass ihre Wirkung nicht lange anhalten würde. Bald würde alles so schlimm sein wie zuvor. Das Beste, was er tun konnte, war, sich wieder auf den Weg zu machen und zu versuchen, so weit wie möglich zu kommen, bevor er zusammenbrach.

Wie lange er gegangen war, wusste er nicht. Vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht mehr. Es wurde ihm wieder schwarz vor Augen. Er blieb stehen und griff blind um sich. Seine tastenden Hände kamen mit einem glatten Baumstamm in Berührung. Einige Sekunden wehrte er sich gegen die Ohnmacht, die er herannahen fühlte. Dann sank er langsam zu Boden, streckte sich vorsichtig aus und schob sich mit dem Rücken am Baumstamm hoch. Mit beiden Händen stützte er sich auf den Erdboden. Der Kopf hing ihm schwer auf die Brust. Es vergingen ein paar Minuten, bis sein Bewusstsein wieder klar war. Ganz langsam hob er den Kopf. Wie fürchterlich weh es tat! Es war, als läge das Gehirn bloß. Er blickte stumpf vor sich hin.

Es ging also doch zu Ende! Er musste an die prahlerischen und unbedachten Worte denken, die er geäußert hatte, als er noch in Ruhe und Sicherheit zu Hause und unter Freunden gewesen war: »Ich habe keinen größeren Wunsch als den, dass ich dort im Urwald mein Grab finde!«

Wollte Gott ihm doch diese dummen Worte vergeben!

Nicht der Tod, sondern der Gedanke, dass er aufhören sollte, noch bevor er seine Aufgabe richtig begonnen hatte, erschreckte ihn. Er versuchte sich aufzurichten. Dabei drehte er sich halb herum, um an dem Baumstamm einen Halt zu finden.

Da raschelte es in den Zweigen auf der anderen Seite des Pfades. Er blickte auf.

Ja, das hatte er erwartet! Arme Solveig ...

Sein Grab im Urwald finden? Nein, für ihn gab es kein Grab! Zwischen seinen halb geschlossenen Augenlidern erblickte er den scheußlich grinsenden Kopf einer Hyäne! Da kam das Tier, das im Dschungel für Reinlichkeit sorgte. Es würde auch für sein »Begräbnis« sorgen.

So romantisch, wie er es sich damals gedacht hatte, würde es nicht zugehen. Die Hyäne leckte sich ums Maul, machte ein paar Schritte auf ihn zu, blieb stehen. Mensch und Tier blickten einander in die Augen: das Tier hungrig und voller Gier, die Muskeln angespannt – der Mensch stumpf und seinem Schicksal ergeben.

Ja. Es war wohl Gottes Wille. Er gab seinen verzweifelten Kampf auf, murmelte ein kurzes Gebet und schloss die Augen ...

Ob Gott seine Hand wohl von ihm zog, weil er der inneren Stimme, die er zu vernehmen geglaubt hatte, gefolgt war, statt den Eltern gehorsam zu sein?

Ihr Wille war es gewesen, dass er Musiker werden sollte. Und dazu schien er auch berufen gewesen zu sein. Stundenlang konnte er auf seiner Geige spielen und ihr die wunderbarsten Töne entlocken.

Bald aber waren ihm Zweifel gekommen, ob er wirklich zum Musiker berufen sei. Mit immer größerem Eifer hatte er sich religiösen Fragen zugewandt. Als er achtzehn Jahre alt war, glaubte er den Weg seiner wahren Bestimmung vor sich liegen zu sehen.

Als er eines Abends von einer sehr bewegenden Missionsversammlung nach Hause kam, erklärte er seinen Eltern, er wolle Missionar werden.

Wie die Erinnerung an diesen Abend in ihm lebendig geblieben war! Seine Mutter saß in einem altmodischen Schaukelstuhl und strickte. Sein Vater las am Fenster seine Zeitung. Es war mitten im Winter, und es prasselte lustig hinter der Ofentür. Die Mutter ging fest einer alten Überlieferung nach, indem sie Räucherwerk auf den Ofen streute. Jedes Mal, wenn er an jenen Abend zurückdachte, konnte er den Duft des Räucherwerks wahrnehmen.

Die Eltern saßen zuerst wie gelähmt da und starrten ihn stumm an. Dann aber stieg bei dem Vater die Wut hoch, seine harte Arbeitsfaust schlug mit einer solchen Heftigkeit auf den Tisch, dass die kleine Lampe flackerte, und der grundehrliche, aber hartgesottene Freidenker verkündete mit derben Worten, jetzt sei mit dieser religiösen Schwärmerei ein für alle Mal Schluss.

Dann schwieg er. Vielleicht war ihm selbst nicht ganz wohl zumute, weil er sich so hatte gehen lassen. Die Mutter sprach

kein Wort. Aber Oskar sah, wie sie litt. Eine Sekunde lang ruhten ihre Blicke forschend auf dem Jungen. Dann wanderten sie zum Notenständer in der Ecke des Zimmers. Dort stand eine Beethoven-Sonate aufgeschlagen. Er hatte nachmittags noch geübt.

Oskar selbst stand unbeholfen da. Er war mit einem Mal so arm geworden. Auf dem Rückweg von der Versammlung hatte ihn eine innere Glut erfüllt, und ihm war gewesen, als könnte er die ganze Welt besiegen. Jetzt fühlte er sich völlig hilflos und leer. Es tat ihm unendlich weh, seine Eltern so verletzen und enttäuschen zu müssen. Er kam sich beinahe wie ein Verbrecher vor, als er Tränen über die runzelige Wange seiner Mutter rinnen sah.

Er hatte damals nur einen einzigen Menschen gehabt, der ihn verstand und ermutigte: Solveig.

Er hatte sie bei einer religiösen Jugendveranstaltung kennengelernt. Sie waren sehr schnell Freunde geworden, denn Solveig war von der gleichen Sehnsucht erfüllt wie Oskar. Es dauerte nicht lange, da wurde aus der Freundschaft eine innige Liebe. Immer wieder kamen sie zusammen und machten Pläne für die Zukunft. Solveig hatte gerade begonnen, das Lehrerinnenseminar zu besuchen, als er sie kennenlernte. Sie konnte ihn also nicht begleiten, wenn er in die Ferne zog. Aber sie hatten sich darauf geeinigt, dass sie ihm nach ein paar Jahren folgen würde.

Solveig hatte bei sich zu Hause keine Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Familie interessierte sich für die Missionstätigkeit. Sie hatte außerdem Geschwister, die den Eltern zur Seite stehen konnten, wenn sie selbst fort war. Im Grunde hatte Oskar es wohl Solveig zu verdanken, dass er den Glauben an sich selbst und seine Berufung nicht verlor.

Als er mit der Missionsschule fertig war, ging er nach London, wo er ein Jahr damit verbrachte, sich in der Krankenpflege ausbilden zu lassen. Inzwischen war er 26 Jahre alt geworden. Jetzt endlich war es so weit, dass er beginnen konnte. Sein Eifer und seine Energie hatten gesiegt. Die Glut, die in seiner Seele brannte, war auch auf andere übergesprungen. Es hatte sich eine kleine Missionsgesellschaft gebildet. Er war ihr erster Missionar, und es war daher ein großer Augenblick, als sie ihn nach Belgisch-Kongo aussandten.

Genauere Pläne für die Zukunft hatte man nicht gemacht. Vorläufig dachte man noch nicht daran, ein neues Tätigkeitsfeld in Angriff zu nehmen. Die meisten beruhigten sich wohl bei dem Gedanken, dass sie nun einen Missionar ausgeschickt hatten, und machten sich weiter nicht viele Gedanken. Sie hatten mit einer älteren Missionsgesellschaft Verbindung aufgenommen, und es war ausgemacht worden, dass Oskar auf einer ihrer Stationen arbeiten, aber von der neu gegründeten Missionsgesellschaft in der Heimat unterhalten werden sollte.

Seit fünf Monaten war er nun von Dorf zu Dorf gezogen. Er führte kein großes Gepäck mit sich: einen Schlafsack, ein Feldbett, einen Tisch und einen Stuhl, beide zusammenklappbar, vier Kisten mit Kochgeräten, Medizin und ein paar Kleidungsstücken. Zusätzlich besaß er noch ein gutes Gewehr, mit dem er Wild schoss, das er hin und wieder gegen andere Nahrungsmittel tauschte.

Die Einheimischen waren nicht immer sehr begeistert, wenn sie Besuch erhielten. Es konnte geschehen, dass er in ein Dorf kam, das völlig ausgestorben schien. In Wirklichkeit waren die Dorfbewohner geflohen, als sie gehört hatten, der weiße Mann

käme. Es kam aber auch vor, dass er gut aufgenommen wurde. Der Kasten mit der Medizin öffnete manchmal Türen, die anderenfalls wahrscheinlich verschlossen geblieben wären.

Zwei Schüler hatte er gewonnen: Baka und Zangabai. Sie folgten ihm treu von Dorf zu Dorf und dienten ihm als Helfer, während er sie gleichzeitig in Gottes Wort unterwies.

Vorstellungen, wo er sich niederlassen sollte, hatte er nicht. Vorläufig war alles noch völlig ungewiss. Er wusste nur, dass er seiner Berufung gefolgt war. Gott würde schon alles recht machen, wenn die Zeit gekommen war.

Es hatte in diesen Monaten nicht an Anfechtungen und Zweifeln gefehlt. Er hatte unter Fieber gelitten, und das Fieber und die Entkräftung hatten Zweifel und Selbstvorwürfe mit sich gebracht. Wenn er bei den Einheimischen auf Gleichgültigkeit stieß, konnte er mutlos werden, und manchmal fühlte er sich versucht, alles wieder aufzugeben.

Er wusste auch, was es bedeutete, wenn man nicht genug zu essen hatte. In solchen trüben Stunden waren Baka und Zangabai für ihn ein wahrer Lichtblick und Segen gewesen. In der Bibel bewandert waren sie beide nicht, wenn sie auch schließlich Lesen und Schreiben gelernt hatten. Das Evangelium kannten sie nur in der einfachsten Form, und wenn sie sich auch die zehn Gebote eingepaukt hatten und sie auswendig kannten, so war es doch eine Frage, ob sie für Gottes Botschaft an die Menschen viel Verständnis hatten. Zumindest waren sie sich darüber klar, dass es eine gute Botschaft war. Und ihr Mondele («Herr») war ein guter Mensch. Dass sie davon überzeugt waren, bewiesen sie durch ihre Hingabe und ihren Eifer.

Und wenn sie auch nicht Schriftgelehrte waren, so waren sie doch in jedem Fall Optimisten. Von ihrem Glauben zehrte der Missionar, wenn er selbst seine dunklen Stunden hatte. Unruhig und rastlos zog er von Dorf zu Dorf, verkündete das Evangelium, behandelte die Kranken und redete zu den Häuptlingen und ihren Untertanen.

Er öffnete die Augen. Die Hyäne stand immer noch auf demselben Fleck und starrte ihn an. Sie schien ihre Stellung nicht verändert zu haben. Er war völlig verwirrt. Es kam ihm so vor, als säße er schon jahrelang hier unter dem Baum. Dabei konnte er die Augen nur vor wenigen Sekunden geschlossen haben, und in diesem kurzen Zeitraum hatte er fast sein ganzes Leben noch einmal durchlebt.

Er blickte ausdruckslos auf das Raubtier. Die Hyäne zeigte ihre unheimlichen Zähne, schien sich aber nicht darüber schlüssig werden zu können, ob sie ihn angreifen sollte oder nicht. Die Wartezeit kam dem Kranken wie eine Ewigkeit vor. Er wünschte jetzt nur noch, sie würde den Sprung wagen und mit ihm kurzen Prozess machen. Dann wäre endlich alles zu Ende.

Plötzlich schien das Tier zusammenzuschrecken. Es schloss das Maul und starrte nach rechts. Dann entblößte es die Zähne und zog sich langsam zurück. Kaum aber war die Hyäne verschwunden, so stand ein großer Leopard an ihrem Platz und starrte Oskar an.

Herr, Gott! Weshalb quälst du mich so? Mach doch Schluss mit mir ...

Und Gott erbarmte sich über ihn. Oskar verlor das Bewusstsein. Er sah nicht, dass das Tier zusammenschreckte, sah nicht die Männer, die plötzlich auf dem Pfad auftauch-

ten, sah nicht den Leoparden einen Sprung in das Dickicht machen und verschwinden. Er wusste nicht, dass eine Schar Menschen, die auf der Suche nach ihm gewesen war, ihn umringte. Unter ihnen waren seine treuen Freunde Baka und Zangabai.

Ein paar Männer rannten sofort zurück und holten ein Fangnetz. Daraus machten sie eine Art Hängematte, die an einer dicken Bambusstange aufgehängt wurde, legten den weißen Mann hinein und brachten ihn, so schnell sie konnten, in ihr Dorf.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem zerbrechlichen Liegestuhl im Schatten einer kleinen Hütte. Zangabai trat gerade in diesem Augenblick durch die niedrige Türöffnung. Sein Gesicht erhellte sich, als er sah, dass der Mondele wieder bei Bewusstsein war.

»Wir haben dein Bett aufgestellt«, sagte er vorsichtig.

»Gott sei Dank!«, seufzte der Kranke. »Kannst du mir helfen aufzustehen?«

Eifrige Hände halfen ihm auf die Beine und führten ihn in die Hütte. Er ließ sich schwer auf dem Rand des Feldbettes nieder. Seine beiden jungen Freunde zogen schnell das Mückenetz zur Seite. Da sank er auf die dünne Matratze und blieb liegen. Seine Helfer zogen ihm die Schuhe aus und legten seine Beine auf das Bett.

Er öffnete die Augen und sah undeutlich Bakas Gesicht. Der Junge weinte dermaßen, dass die Tränen ihm eine nach der anderen über die blanken Wangen liefen.

»Es geht mit mir zu Ende«, flüsterte der Kranke. »Vergesst nicht ... was ich euch ... von Jesus ... erzählt habe ...«

Dann verlor er wieder das Bewusstsein. Er sah nicht, wie die beiden unglücklichen Jungen sich auf den Lehm Boden warfen und weinten, während sie den Gott anriefen, den sie kaum kannten, den sie aber auf ihre Weise lieben gelernt hatten. Er sah auch nicht, wie sie wieder aufstanden, und er spürte es nicht, als sie ihn vorsichtig betasteten und feststellten, dass er noch am Leben war. Nun entfalteten sie eine fieberhafte Tätigkeit. Einer wollte den anderen an Eifer und Hilfsbereitschaft übertreffen. Sie pflegten ihn mit ungeschickten, aber treuen Händen, und sie wachten bei ihm, bis ihnen die Augen aus Mangel an Schlaf ganz starr wurden.

Von alledem bekam er nichts mit. Aber Gott zeigte einmal mehr, dass er unter den Menschen seine Engel hatte, tatenfrohe, treue Engel aus Fleisch und Blut. Er verlässt die Seinen nicht.

Als Oskar ein paar Tage später die Augen aufschlug und sich in dem halbdunklen Raum verwundert umblickte, wusste er zuerst gar nicht, wie ihm geschehen war. Lange blieb er regungslos liegen und starrte auf die rauchgeschwärzte Decke. Langsam, ganz langsam begannen die Dinge um ihn her Bedeutung zu gewinnen. Es war später Nachmittag. Die Jungen hatten das Mückennetz beiseitegezogen. Einer von ihnen stand in der Türöffnung und spähte gespannt zu ihm hin. Es war Baka. Ein zaghaftes Lächeln verbreitete sich über das dunkle Gesicht.

Zangabai steckte den Kopf durch die Türöffnung, stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte dem anderen über die Schulter. Da lächelte auch er, zaghafte und staunend. Nie würde Oskar diesen Anblick wieder vergessen. Beide hielten die Hände vor der Brust gefaltet, beide lächelten sie beinahe einfältig. Es schien, als trauten sie ihren eigenen Augen nicht.

Endlich sagte Baka vorsichtig: »Guten Tag, Mondele!«

Oskar blinzelte mit den Augen. Sprechen konnte er noch nicht. Aber dieser stille Gruß machte Bakas Glück vollkommen.

Da sagte auch Zangabai: »Guten Tag, Mondele!«

Als Oskar hörte, er sei zwei Tage und Nächte bewusstlos gewesen, da begriff er, wie besorgt sie gewesen sein mussten. Zwei Tage und Nächte hatten sie bei ihm gewacht. Sie hatten nicht gewagt, die Augen zu schließen, während ihr Mondele mit dem Tode rang. Er hatte ihnen früher ja auch so oft geholfen, hatte sich nicht gescheut, die scheußlichsten Dinge zu verrichten, um sie zu pflegen, wenn sie krank gewesen waren. Jetzt kam die Reihe an sie. Sie hockten neben dem niedrigen Bett und erzählten leise von ihrer Trauer, als sie geglaubt hatten, er wäre tot, und von ihrer Freude, als sie entdeckten, dass er noch lebte. Sie hatten für ihn gebetet, viel gebetet! Sie hatten ihm das Hemd und die Hose ausgezogen. Sie hatten das Bettzeug gewechselt, wenn es wieder ganz verschwitzt gewesen war. Sie hatten ihm das heiße Gesicht gewaschen, wenn ihm der Schweiß auf der Stirn stand, sie hatten ihn in seine eigenen und ihre Decken gehüllt, wenn er vom Fieber geschüttelt wurde. Sie hatten neugierige Dorfbewohner fortgejagt und sie so erschreckt, dass sie nur noch miteinander zu flüstern wagten – auch wenn sie ganz am anderen Ende des Dorfes waren. Die beiden glucksten vor Vergnügen, als sie das erzählten. Jetzt, wo die Gefahr vorüber war, konnten sie wieder lachen. Der Häuptling hatte nur wenige Minuten an der Tür stehen dürfen, um nach dem leidenden Mondele zu blicken. Dann hatten sie auch ihn, zwar sanft, aber entschlossen wieder hinausgeschoben.

Sie redeten alle beide, verbesserten einander oder nickten bestätigend. Sie waren wie zwei glückliche Kinder.

Und jetzt? Wollte der Mondele nicht etwas essen? Sie hatten Hühner und Eier und Reis und süße Kartoffeln! Oder wollte er vielleicht lieber Bananen haben?

Er lächelte angestrengt, tastete nach ihren Händen, und als er sie gefunden hatte, drückte er sie, eine nach der anderen. Aber essen konnte er wirklich nicht. Das war ganz ausgeschlossen. Vielleicht später.

»Legt euch jetzt hin und schlaft, Freunde!«, flüsterte er. »Ihr seid sehr tüchtig gewesen. So etwas vergisst Gott nicht. Aber jetzt müsst ihr euch ausruhen, sonst werdet ihr ebenfalls krank.« Sie blickten einander unsicher an und standen langsam auf. Es war, als könnten sie sich nicht recht entschließen. Sie glätteten ihm die Decke. Schließlich zogen sie sich zurück, verbeugten sich an der Türöffnung noch einmal und verschwanden.

Draußen im Wald waren Dorfbewohner auf der Suche nach passenden Stellen für ihre neuen Äcker. Vielleicht war der alte Acker zu klein. Vielleicht war der Erdboden schon ausgelaugt. Jetzt mussten sie sich jedenfalls neue Plätze suchen, wo sie pflanzen und säen konnten. Sie vermieden sorgfältig den Besitz anderer, ob es nun alte Äcker waren oder neue Plätze, die der Nachbar schon abgesteckt hatte. Sie blickten auf die großen, hochragenden Baumstämme, bogen dichtes Buschwerk beiseite, wühlten im Erdboden und betrachteten ihn prüfend. Dann nickten sie zufrieden und kennzeichneten die Stelle. Hier sollte ihr neuer Acker liegen.